

Ein wehrhaftes Armenhaus

Kein Umdenken in der indischen Verteidigungspolitik

von Amit Das Gupta

Die Premierminister kommen und gehen - Indiens Verteidigungspolitik aber ändert sich nicht. Wer die großen Zeitschriften des Landes verfolgt, wird auch feststellen, daß sie nicht einmal in der Diskussion steht. Vielmehr finden sich zunehmend Beiträge, die die Erhöhung des Verteidigungsbudgets fordern, um eine drohende Überalterung der Waffensysteme zu verhindern. Dabei ist die Indische Union am Ende des Jahrtausends alles andere als ein militärischer Zwerg: das Heer rangiert mit 1,2 Millionen Soldaten weltweit an dritter Stelle, die Luftwaffe mit 778 Kampfflugzeugen und die Marine mit 16 U-Booten, fünf Zerstörern, 18 Fregatten sowie einem

Flugzeugträger besitzen eine erhebliche Schlagkraft. Nachdem Indira Gandhi der Welt mit der Explosion von "Little Buddha" 1974 demonstriert hatte, daß auch New Delhi faktisch dem Atomclub angehört, wurden in den letzten zehn Jahren Trägersysteme mit Reichweiten bis zu 2.500 km erfolgreich getestet. In puncto Waffentechnik hat man also Anschluß an die Großmächte gefunden, in puncto Masse haben nur die Volksrepublik China und Rußland mehr Menschen unter Waffen.

Hohe Rüstungskosten

Nun muß man aber fragen, warum und

zu welchem Preis dies unternommen worden ist. Letzteres läßt sich relativ leicht beantworten: die Regierungen in New Delhi haben im Laufe der Jahrzehnte Unsummen in die Verteidigung investiert, die angesichts der knappen finanziellen Mittel des von Armut gebeutelten Landes an anderer Stelle dringend benötigt worden wären. Nach wie vor fließen mehr Gelder in den Rüstungshaushalt, als beispielsweise für Erziehung und Bildung zur Verfügung gestellt werden. Darüber kann auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß der Anteil der Verteidigungsausgaben am Bruttosozialprodukt von über vier Prozent im Haushaltsjahr 1986/87 auf mittlerweile ca.



Indiens Streitkräfte setzen sich aus zahlreichen ethnischen Gruppen zusammen. Zahlenmäßig stellt Indien die drittgrößte Armee der Erde.

(Foto: Walter Keller)

2,5 Prozent gesunken ist. Auch unter der amtierenden 'United Front'-Regierung haben sich die Zielvorgaben offenbar nicht geändert, wie in den vergangenen Wochen zu verfolgen war. So geht zwar die Bestellung der soeben unter lautstarkem Beifall eingetroffenen russischen Kampffjets vom Typ Sukhoi 30 nicht mehr auf die Regierungen Gowda oder Gujral zurück, wohl aber die Entscheidung, zwei neue U-Boote nach Bauplänen der deutschen HDW auf Kiel zu legen. Allein Kauf und Nachbau der geplanten 40 neuen Flugzeuge werden nach aktuellen Schätzungen mehr als drei Milliarden Mark verschlingen.

Nur ein Teil der benötigten Menge an Waffen wird im Ausland gekauft, der Rest - soweit die indische Rüstungsindustrie dazu in der Lage ist - nach Kauf der Lizenzen in eigener Produktion hergestellt. Der dahinter stehende Gedanke, sich ohne hohe Forschungs- und Entwicklungskosten moderne Waffensysteme leisten zu können, im Kriegsfall nicht von ausländischen Zulieferern abhängig zu sein und sich auch die Preise nicht diktieren lassen zu müssen, ist schon seit langem ad absurdum geführt worden: Erstens benötigen die indischen Rüstungsschmieden viele Jahre, bis sie in der Lage sind, eine zufriedenstellende Produktion aufzunehmen, so daß die

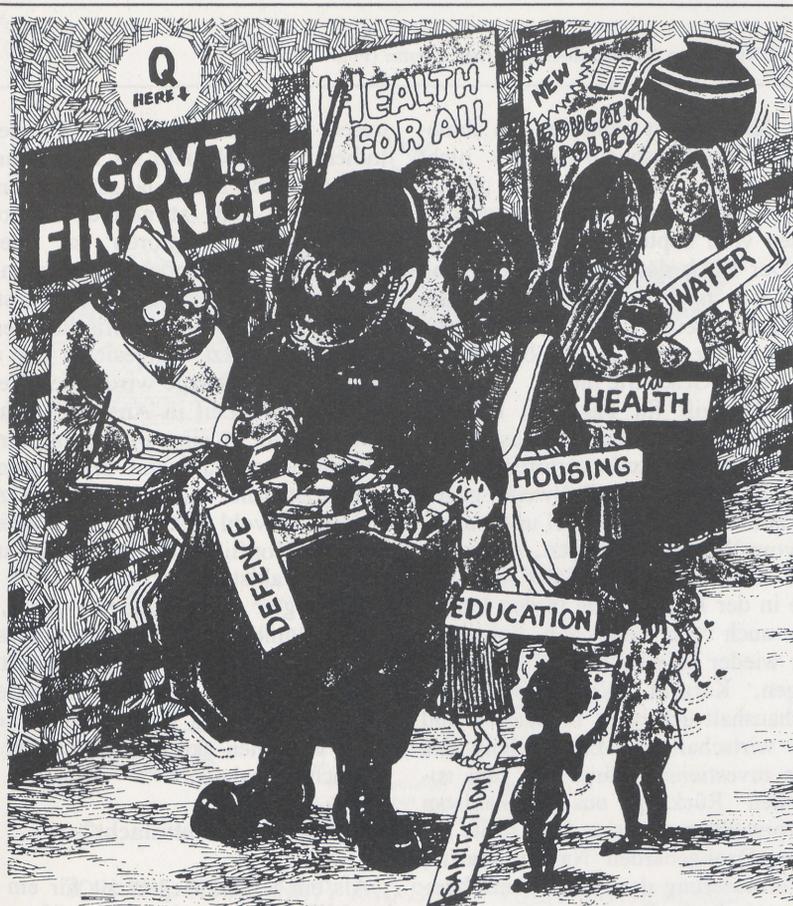
Streitkräfte nie mit Material der neuesten Generation ausgerüstet sind. Zweitens ist man nach wie vor auf Zulieferungen angewiesen, da Indien offenbar bis heute nicht in der Lage ist, alle der für moderne Rüstungsgüter nötigen High-Tech-Komponenten in Lizenz nachzubauen. Im übrigen war nicht einmal die befreundete Sowjetunion bereit, Lizenzen für alle Bestandteile eines Waffensystems weiterzugeben. Drittens schließlich ist der Nachbau in Indien wesentlich teurer, als es der Kauf der fertigen Komponenten wäre. So besagen Untersuchungen, daß die in indischer Eigenregie durchgeführte Produktion des Abfangjägers "Gnat" in den sechziger Jahren den Preis pro Flugzeug um 90 Prozent erhöhte. Auch für den Nachbau der sowjetischen MiGs, die heute das Gros der Luftwaffe stellen, gilt, daß die Zunahme des indischen Eigenanteils den Preis in die Höhe schnellen ließ. Die indische Rüstungsproduktion widerspricht also jeder wirtschaftlichen Logik.

Historische Erfahrungen

Bleibt also die Frage, warum es New Delhi bis heute für nötig erachtet, eine so umfangreiche und kostenintensive Streitmacht zu erhalten. Die Gründe liegen hier zum Teil in schlechten Erfah-

rungen der Jahre seit der Erlangung der Unabhängigkeit. Nachdem Jawaharlal Nehru - überzeugter Zivilist - dem Militär nur relativ wenige Mittel hatte zukommen lassen, folgte dem Schock des chinesischen Angriffs im Oktober 1962 eine Kehrtwende in der Verteidigungspolitik. Es war nicht nur die Niederlage an sich, sondern die Art wie sie zustande kam, die zutiefst demütigte. Die indischen Truppen zeigten sich vor allem im Nordosten in keiner Hinsicht in der Lage, der Volksarmee Widerstand zu leisten und wurden in Scharen zu Tal getrieben. Indien hatte es trotz jahrelanger Spannungen an seiner Nordgrenze versäumt, die Himalayaregion verkehrstechnisch zu erschließen und seine Verteidigungsstellungen auszubauen. Die von Nehru unausgesprochen stets erwartete amerikanische Hilfe blieb aus, da die USA gleichzeitig durch die Kubakrise an einem Eingreifen gehindert wurden. Der Kaschmirkrieg des Jahres 1965 lehrte New Delhi eine weitere bittere Lektion. Zwar schlugen sich die Streitkräfte erfolgreich und gewannen neues Selbstbewußtsein. Die an einer Ausweitung des Konflikts nicht interessierten Großmächte USA und Sowjetunion stellten aber sämtliche Lieferungen an die Kontrahenten ein, so daß nach wenigen Wochen beiden Seiten schlichtweg das Material zur Kriegführung fehlte. Schon vor dem Waffenstillstand waren Panzerbewegungen wegen Treibstoffmangels weitgehend zum Erliegen gekommen, Luftwaffe und Heer litten unter massivem Mangel an Ersatzteilen. Obwohl auch in diesem Fall Indien Opfer eines Angriffs geworden war, erhielt es erneut keinerlei Hilfe von außen, sondern galt dem Westen vielmehr als der eigentliche Kriegsursacher.

Nach diesen Erfahrungen stellten die indischen Verteidigungsplaner die Weichen in Richtung rüstungswirtschaftlicher Autarkie, was im übrigen hervorragend mit der ökonomischen Forderung nach "self-reliance" und dem außenpolitischen Dogma der Blockfreiheit korrespondierte. Aus diesem Konzept resultierte auch die Entscheidung zum Bau der Bombe: nachdem der bedrohlichere Gegner, die Volksrepublik China, im Oktober 1964 erstmals einen atomaren Sprengsatz gezündet hatte, zog die Indische Union innerhalb von zehn Jahren nach. Die Alternative wäre eine atomare Garantie durch die USA oder die Sowjetunion gewesen, gegen die man sich aber nach den oben genannten schlechten Erfahrungen und des Wunsches, weiter eine ungebundene Außenpolitik zu führen, aussprach. Gemäß der Logik des Kalten Krieges, daß nämlich keine Atommacht sich jemals eines Großangriffs erwehren mußte, hatte sich Indien



Bei der jährlichen Verteilung der Haushaltsmittel erhält der Verteidigungshaushalt den Löwenanteil (aus: 'Manushi')



Indische Stellungen am Siachen-Gletscher an der indisch-chinesischen Grenze (Foto: 'Frontline')

somit aus eigener Kraft eine Sicherheitsgarantie geschaffen.

Gewandelte Bedrohungsperspektiven

Auch wenn der Kalte Krieg heute der Geschichte angehört, gilt dieses Dogma immer noch. Gewaltig gewandelt haben sich dagegen die Bedrohungsperspektiven Indiens, und dies nicht nur kurzfristig. Derzeit befinden sich China und vor allem Pakistan mitten in Phasen politischen Wandels und wirtschaftlicher Schwäche, die eine Expansionspolitik ausgesprochen unwahrscheinlich erscheinen lassen. Nun muß eine Verteidigungsstrategie zumindest mittelfristig angelegt sein und kann daher nicht schnell auf Umschwünge in der Politik potentieller Gegner rechnen. Man muß aber auch kein Prophet sein, um auf absehbare Zeit ruhige Jahre auf dem Subkontinent zu prognostizieren. China hegt ganz offensichtlich keine expansiven Absichten mehr in Richtung Süden, wenn es denn je welche gehabt haben sollte. Mit dem Blitzkrieg 1962 hat es sowohl seine Straßenverbindung von Tibet nach Sinkiang als auch eine militärisch quasi nicht angreifbare Stellung auf den Kämmen des Himalaya gesichert. Seine Süd-

grenze dürfte selbst gemessen am chinesischen Sicherheitsbedürfnis als nicht bedroht gelten, was ja auch das chinesisches-indische Truppenentflechtungsabkommen vom September 1993 verdeutlicht. Der Blick der Führung in Peking wendet sich nach Osten und Südosten, wo sich statt teurer militärischer Abenteuer in abgelegenen Hochgebirgsregionen lukrative Geschäfte bieten.

Ähnliches gilt für Pakistan, das mit dem Ende des Kalten Krieges sicher noch mehr Besitzstände verloren hat als Indien. Jahrelang als Bollwerk gegen den Kommunismus finanziell und militärisch vom Westen unterstützt, ist es seit einiger Zeit nur noch ein Staat wie viele andere in der Region. Die in den letzten Jahren auch von deutschen Politikern immer wieder öffentlich erhobenen Forderungen, Karachi möge seinen Rüstungshaushalt erheblich reduzieren und in die wirtschaftliche Entwicklung des Landes investieren, wären bis zum sowjetischen Rückzug aus Afghanistan nicht vorstellbar gewesen. Man sollte die jüngsten Drohgebärden Nawaz Sharifs, eine Verbesserung der Handelsbeziehungen setze indische Zugeständnisse in der leidigen Kaschmirfrage voraus, nicht anders als das Pfeifen im Walde interpre-

tieren: Pakistan braucht den Handel mit Indien sehr viel mehr als umgekehrt, ist letzteres doch schon längst auf dem besten Wege, ein attraktiver Markt für ausländische Investoren zu werden. Auch in Karachi möchte man gerne auf diesen Zug aufspringen, was aber stabile und friedliche innenpolitische Verhältnisse voraussetzt. Angesichts der desolaten Wirtschaftslage wird deren Verbesserung lange Zeit in Anspruch nehmen. Eine Flucht in eine offene militärische Auseinandersetzung mit der Atommacht Indien ist daher mittelfristig nicht zu erwarten, obwohl erst vor fünf Jahren ein weiterer Konflikt vor der Tür zu stehen schien. Pakistan selbst ist wohl aller langgehegter Existenzängste ledig, seit es die Bombe besitzt. Davon abgesehen dürfte die Tatsache, daß die international als höherwertig eingestuftem pakistani-schen Truppen in drei Kriegen keinen Sieg erreichen konnten, Karachi zur Vorsicht ermahnen.

Griff nach der Weltmacht?

Als ein letztes Argument für ein starkes Militär muß weltweit des öfteren der Anspruch erhalten, in der internationalen Politik ein gewichtigeres Wort mit-

zureden. Die Voraussetzungen für eine militärische Großmacht sind aber eine leistungsfähige nationale Rüstungsindustrie und erhebliche finanzielle Mittel - beides fehlt Indien. Obwohl Paul Kennedys "Rise and Fall of the Great Powers", das genau mit diesen Thesen Aufsehen erregte, auch in Indien rezipiert wurde, werden diese Grundwahrheiten dort ignoriert. Daran haben auch Niedergang und Zerfall der Sowjetunion nichts geändert, die die Rolle einer Supermacht wegen des fehlenden ökonomischen Unterbaus nur eine begrenzte Zeit spielen konnte. Indien hat heute Dank seiner Atomwaffen den unbestrittenen Status der regionalen Vormacht - zu mehr wird es auf Jahrzehnte hinaus nicht reichen. Politischer Einfluß wird sich im 21. Jahrhundert mehr denn je an der Wirtschaftskraft messen lassen, und hier besteht auf dem gesamten Subkontinent erheblicher Nachholbedarf.

Da es keine rationalen Gründe für die derzeitige indische Verteidigungspolitik gibt, wurzelt diese ganz offenbar im Bewußtsein der Politiker und der meinungsbildenden Schichten des Landes.

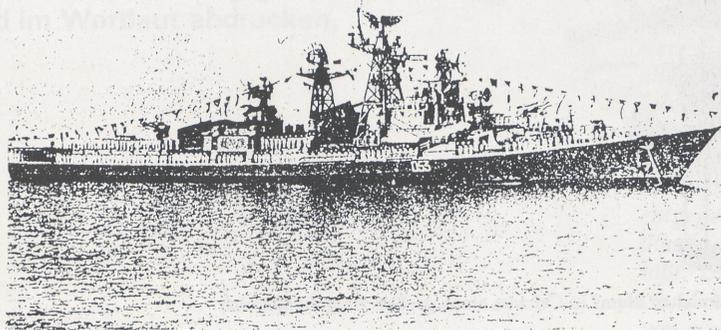
Dies mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, wirken doch zumindest Mittel- und Oberschichten ausgesprochen unmilitärisch. Die zahlreichen Invasionen vergangener Jahrhunderte sowie die ausnahmslos aufgezwungenen Kriege nach Erlangung der Unabhängigkeit haben jedoch offensichtlich ein überzogenes Sicherheitsbedürfnis erzeugt. Viele Hindus fühlen sich den moslemischen Pakistanis schon rein physisch unterlegen, da sie glauben, daß der aus ihrer Sicht militantere Islam bessere Soldaten hervorgebracht hat. Es sei hier nur an einen Mann erinnert, der militärischer Neigungen sicher unverdächtig war: Mahatma Gandhi. Er berichtete, in seiner Jugendzeit heimlich Fleisch gegessen zu haben, um so stark wie ein Moslem zu werden. Auch der Sieg 1971 hat solche Minderwertigkeitskomplexe offenbar nicht beseitigen können.

Nachdem Indien sich in den letzten Jahren endlich zu lange hinausgeschobenen Wirtschaftsreformen bereit gefunden hat, sollte es auch eine andere schwere Altlast, seine kostspielige Verteidigungspolitik über Bord werfen. Dies

betrifft nicht die Atomwaffen, die trotz aller verbaler Attacken im Zusammenhang mit dem CTBT-Vertrag dem Land Sicherheit und einen gewissen Maß an politischer Mitbestimmung verschaffen. Wie andere, wesentlich reichere Staaten könnte New Delhi aber im konventionellen Bereich bei Waffenbeschaffung und Mannschaftsstärken erheblich abspecken: Da die Gefahr eines Zweifrontenkrieges nicht mehr besteht, ist es unnötig, der halben Million pakistanischer Soldaten mehr als das Doppelte gegenüberzustellen. Dies gilt auch dann, wenn die Armee weiter zur Befriedung im Inneren eingesetzt werden sollte. Mit der Reduzierung der Truppenstärke könnte man den größten Einzelposten des Rüstungshaushalts, nämlich Gehälter und Pensionen im Laufe der Zeit erheblich vermindern. Angesichts der derzeitigen Situation, in der die USA, Rußland und vermutlich die Bundesrepublik mit Blick auf ihre Haushalte auf die neueste Kampfjetgeneration verzichten (müssen), ist es zudem nicht einzusehen, warum gerade Indien sein Arsenal modernisiert. Da im Indischen Ozean höchstens die USA Präsenz zeigen könnten, denen man ohnehin nicht Paroli bieten kann, ist auch die Erhaltung der überalterten Hochseeflotte eine reine Prestigefrage.

Während die Verteidigungsausgaben weltweit in den neunziger Jahren zurückgegangen sind, ist nur in Südasien der Trend gegenläufig. Dabei ist die Region gleichzeitig die ärmste der Welt - wohlgermerkt hinter dem krisengeschüttelten Schwarzafrika. Wenn ein Teil diese Gelder der Erziehung, der Armutsbekämpfung und der Modernisierung Indiens im zivilen Sektor zugute kämen, wäre dem Land wesentlich besser gedient. Mittelfristig würde die ökonomische Gesundung nebenbei auch einen ganz wesentlichen Beitrag zur Verteidigungsfähigkeit leisten und New Delhi wesentlich mehr Gehör in Fragen der internationalen Politik verschaffen. Dies ist der einzige gangbare Weg zur Realisierung der Großmachtträume. Was die psychologischen Auswirkungen betrifft, so mögen Politiker und Offiziere auch in Sachen Militär anlässlich der bald fünfzigjährigen Unabhängigkeit doch einmal einen Blick auf die Anfänge 1947 werfen. Es wäre auch im Sinne der Gründungsväter, den 350 Millionen Armen im Lande zu helfen, anstatt bei der nächsten Militärparade mit noch mehr teuren Spielzeugen irrationale Bedrohungssängste zu beruhigen. Falls Indien zum hundertjährigen Jubiläum dann einen gewissen Wohlstand für alle geschaffen hätte, wäre dies ein viel besserer Grund, mit stolz geschwellter Brust nach vorne zu blicken.

IN DEFENCE OF THE NATION



Life in the Navy is undisputedly the best. It is the gateway for youngmen seeking to carve a rewarding career in an atmosphere of many opportunities.

Opportunities to travel the world over, command modern destroyers, dive the ocean depths in a sub, engineer futuristic electronic warfare units or rise to incredible heights in a supersonic aircraft.

But that's not all, the Navy imparts free training, offers an enviable salary and benefits.

Join the Executive / Engineering Electrical branches of the Navy and live your dreams on sea, in the air and under the water.

JOIN THE INDIAN NAVY AND SERVE YOUR MOTHERLAND